



Von Höhlen und umgefallenen Bäumen

Über Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen. Oder: Eine Herausforderung für die Schulbauplanung (10/11)

Szene 1

Ein ungewohnter Anblick: kein einziges „Klassenzimmer“, nur eine große Fläche mit Stellwänden, Stühlen und Tischen. Vor 35 Jahren wurde das neue Gebäude der Bielefelder Laborschule eröffnet, ein sogenanntes „Open Space“-Konzept. – Am ersten Tag reagierten die Kinder spontan: Sie taten sich in kleinen Gruppen zusammen und zimmerten aus den Bretterresten der Baustelle zahlreiche kleine Höhlen. – Brandschützer und Pädagogen bereitete dem Spuk ein jähes Ende.

Szene 2

Vor einer wunderbaren Grundschule in Südtirol hatten Landschaftsarchitekten und Spielplatzkonstrukteure nach allen Regeln ihrer Kunst einen „perfekten“ Pausenplatz realisiert. Nachdem er fertig gestellt worden war, nahm kaum ein Kind das teure Angebot an. Nach einigen Tagen entdeckten die Kinder eine Brachfläche unmittelbar hinter der Schule - wild, weiträumig, ungeordnet, Wasserloch, umgefallene Bäume, und nicht besonders sauber. Die Schulleitung ließ sie gewähren. Allerdings: die Kinder waren am Ende jeder Pause Tag um Tag nur mit großer Mühe in die Unterrichtsräume zu locken.

Dieser Beitrag soll zu einem pädagogisch qualifizierten Schulbau **ermutigen**. Da mögen diese Einleitungsszenen überraschen, die die Planer doch eher **entmutigen** könnten? Die Provokation ist bewusst gesetzt. Es geht allerdings nicht darum, Höhlenschulen zu proklamieren. Oder auf die Gestaltung des Außenraums einer Schule zugunsten einer Brache zu verzichten. Die beiden Szenen geben jedoch sowohl mittelbar wie unmittelbar Antworten auf eine wichtig Frage: Welche **Bedürfnisse** haben Kindern und Jugendlichen im Blick auf „Räume und Bauten für ihre Schule“?

Schulbauten – sowohl Neubauten als auch Sanierungsprojekte können dann dazu beitragen, dass eine „gute Schule“ möglich wird, wenn ab dem ersten Tag der **Planung** die Nutzer in geeigneter Weise beteiligt werden – und das sind bei einem Schulbau nun einmal auch die Kinder und Jugendlichen. Ihre Wünsche können selbstverständlich für eine Schule, die für zukünftige Generationen taugen muss, nicht einziger Maßstab sein, aber ein wichtiges,

notwendiges Korrektiv. Eigentlich sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, dass derjenige, der ein Gebäude braucht, gefragt wird, **was** er braucht. Beim Thema Schulbau war das in Deutschland bislang eher die Ausnahme.

Zurück zu den beiden Eingangsszenen. Im Folgenden sollen fünf Thesen vorgestellt werden, die sich aus diesen Beispielen ableiten lassen.

1: Kinder und Jugendliche brauchen „ihren“ Platz.

Das aus den USA stammende „open space“-Konzept der Bielefelder Laborschule war keineswegs ein Selbstzweck. Die vollständig offene Fläche eröffnet eine hohe Variabilität der Unterrichtsformen. Sie hat in ihrer radikalen Form zwar wenig Verbreitung gefunden. Mittelbar hat der Versuch jedoch viel bewirkt. Im modernen Schulbau wird mit verschiedenen Varianten einer partiellen Öffnung des beengenden Klassenzimmers experimentiert, etwa im Rahmen einer Clusterbildung, in der verschiedene Raumformationen akustisch getrennt, aber optisch transparent miteinander verbunden werden. Diese Offenheit und Flexibilität muss wiederum begrenzt werden. Schülerinnen und Schüler brauchen „ihren“ Platz – und zwar je jünger umso eindeutiger. Nur wer sich sicher fühlt, kann Neues lernen. Ohne Heimathafen sollte man sich nicht auf große Fahrt begeben. Diese „Home Base“, wie es die skandinavischen Schulbauer nennen, werden Planer selten als „Höhle“ vordefinieren. Aber die Architekten können das Angebot einer eindeutigen Adresse schaffen.

Einen guten Platz brauchen übrigens auch die Lehrer. Die meisten deutschen Musterraumprogramme für den Schulbau sehen weniger als halben Quadratmeter Arbeitsfläche in einem funktional völlig überladenen Lehrerzimmer vor. Ein solcher Arbeitsplatz wäre an anderer Stelle schlicht unzumutbar!

2: Kinder und Jugendliche wollen *miteinander* etwas unternehmen.

Die Laborschulkinder der ersten Stunde bauten ihre Höhlen nicht allein. Die Südtiroler Grundschüler eroberten ihre Brache nicht als Einzelgänger, sondern in kleinen Gruppen. Intensiv wurde beraten und gestritten.

Befragt man Schülerinnen und Schüler (aus welcher Schule auch immer), worauf sie sich am Ende der Ferien am meisten freuen, wird die überwiegende Mehrzahl antworten: „Meine Freunde wieder treffen.“ Nicht virtuell per Facebook, sondern real. Wichtig ist die Schule für die Kinder und Jugendlichen zunächst und vor allem als *sozialer Ort*: sich mit Freund/innen austauschen und reden, sich necken und toben, zusammen „chillen“. Dafür braucht es zumal in einer Ganztagschule vielfältige Orte für Begegnung und Rückzug, Bewegung und Ruhe.

3: Kinder und Jugendliche wollen sich bewegen

Die meisten Leser kennen sicher das beklemmende Gefühl, das den Reisenden beschleicht, wenn er im Flugzeug oder in der Bahn gezwungenermaßen zu eng neben einem ungewollten

Nachbarn sitzen muss und sich nicht recht bewegen kann. Sind die „Reviere“ nicht groß genug, werden Stress und – mehr oder weniger verborgene – Revierkämpfe auf Dauer unvermeidlich. Nicht nur im Rattenkäfig. Zumal bei Kindern, deren Bewegungsbedürfnis noch weitaus größer ist, als das von Erwachsenen.

Welche Zwangssituation in zu engen Klassenzimmern entsteht, lässt sich am Ende einer jeder Unterrichtsstunde ablesen, wenn (über viele Jahre sechsmal täglich) eine „Horde“ von Kindern explosionsartig und kaum zu bändigen den Raum verlässt.

Die Südtiroler Schulen sehen für jeden einzelnen Schüler fast doppelt soviel Fläche vor, wie die Schulbaurichtlinien der meisten deutschen Bundesländer. Das Open Space Konzept der Laborschule hat durch eine intelligente Nutzung der Erschließungsflächen weitaus mehr Raum zur Verfügung als die deutschen Normen vorsehen. Gleichzeitig wurden mit der Doppelnutzung der Verkehrsflächen die beengenden Vorschriften sogar unterboten. Immer dann, wenn Raumgröße und Raumkonstellation natürliche Bewegung auch während des laufenden Unterrichts zulassen, ist der Start in die Pause nicht mehr von Geschrei und Gerenne dominiert. Voraussetzung ist allerdings, dass der Lehrer sich zutrauen darf, die Möglichkeiten für einen bewegten Unterricht auch methodisch phantasievoll und sachangemessen zu nutzen!

4: Kinder und Jugendliche wollen lernen.

Neues erfahren und ausprobieren, einen Ablauf so lange üben, bis man ihn wirklich beherrscht, ungestört im Internet stöbern oder gar ein Buch lesen. Das sind die „pädagogisch wertvollen“ Interessen. Sie rangieren wie gesagt gegenüber sozialen Bedürfnissen bei den meisten Kindern an zweiter Stelle. Aber Kinder und Jugendliche **wollen** lernen. Wenn ihre Neugier nicht durch langweiligen Unterricht oder demütigende Schulinszenierung im Laufe ihrer Schuljahre gedeckelt oder sogar zerstört wurden. Um letzteres zu verhindern, müssen zwei wesentliche Bedingungen erfüllt werden. Zum ersten: Unterricht muss methodisch mehr bieten können als „paper & pencil“, als fragend-entwickelndes Pseudogespräch. Die Liste lernrelevanter Aktivitäten ist lang: sich konzentrieren, entdecken, experimentieren, entwerfen, suchen & finden, begreifen, hinterfragen, gestalten, präsentieren, sich auseinandersetzen, zuhören, zuschauen, singen, malen und Musik machen. Und vieles mehr. Zu diesen lernrelevanten Aktivitäten gehört im Übrigen auch: Nichts tun. Echte Pausen einlegen können, essen und trinken, rennen und ruhen.

Manches von dem kann auf der wilden Brachfläche hinter der Südtiroler Schule geschehen. Und niemand kann behaupten, dass da nichts gelernt wird. Das sind dann zwar in der Regel nicht der Satz des Pythagoras oder unregelmäßige englische Verben. Aber doch vieles andere, was lebensstüchtig macht: sich streiten und vertragen, auf Baumstämmen balancieren aus Stöcken und Steinen, Sand und Blättern also aus Provisorien Nützliches herstellen - nützlich für das überaus ernste Spiel.

Es gibt eine zweite Bedingung, die erfüllt sein muss, damit die Schule ihren Schülerinnen und Schülern die Lust am Lernen nicht etwa **austreibt**: Unterricht muss zwei Lernarrangements gleichberechtigt zulassen: **gemeinsam** mit anderen arbeiten, in kleinen wie in großen Gruppen, und **allein** arbeiten. Die gewohnte Organisation von Schule ist ausgelegt auf das gleichtaktige Lernen im geschlossenen Klassenverband. Gemeinsam mit anderen *arbeiten*, in kleinen wie in großen Gruppen ist etwas anderes. Kein Kind lernt *allein*. Lernen braucht Anregung und Vorbilder, Anerkennung und Auseinandersetzung. – Aber zugleich: Jedes Kind, jeder Jugendliche lernt *verschieden*. Lernen geschieht am Ende immer im eigenen Kopf, im eigenen Körper. Dafür ist die Unterrichtsorganisation „im Gleichschritt“ denkbar ungeeignet. Stattdessen über weite Strecken: Im eigenen Tempo, mit eigenen Zielen, auf ungewohnten Pfaden.

Zwei Bedingungen hatte ich genannt, die erfüllt sein müssen, damit Schülerinnen und Schüler nicht nur wegen ihrer Freunde gern zur Schule gehen. Die erste hieß: Unterricht muss methodisch mehr bieten können als „paper & pencil“, als fragend-entwickelndes Pseudogespräch. Die zweite: Unterricht darf nicht durch die Vorstellung geleitet sein, dass ein Lernen im Gleichschritt einer vermeintlich homogenen Klasse die beste Methode sei. Eine gute Schule gibt der Aktionslust der Kinder und Jugendlichen Raum und nimmt den Einzelnen wirklich ernst. Dafür muss ein Schulgebäude anderes bereitstellen als die enge Flurschule mit Schuschachtelräumen auf jeder Seite. Wie diese andere Schule aussehen kann - dafür sind im Folgenden ausführliche und begründete Beispiele in Bild und Text zu finden.

5: Kinder und Jugendliche wollen Spielräume.

Was Kinder als „schön“ empfinden, deckt sich keineswegs immer mit den ästhetischen Normen der Erwachsenenwelt. Was von den Erwachsenen als „zweckmäßig“ definiert wird, wird von den Kindern, wenn man sie denn lässt, überraschend und kreativ „umfunktioniert“. Die Laborschüler haben gezeigt, wie lebendig der Wunsch sein kann, das Umfeld im kleinen und großen zu gestalten, denn in diesem Umfeld sollen sie über viele Jahre – sie gehören zu den prägnantesten - den „ganzen Tag“ nicht nur lernen sondern auch leben. Eine gute Ganztagschule will mehr sein als nur ein „Lernort“. Gewiss: Eine Schule ist kein Spielplatz. Denn es ist wichtig, dass ein Kind die vielfältigen sozialen, kognitiven, ästhetischen „**Normen**“ der Erwachsenen lernt. Aber eine gute Schule eröffnet Spielräume – sind diese gut gemeint, aber zu eng definiert, wie zunächst in unserem Südtiroler Beispiel, werden sie mehr oder weniger still verweigert. Für Kinder ist die *selbst* gebaute Höhle, und sei sie noch so provisorisch, **nicht** durch ästhetisch wertvolles und TÜV-geprüftes Design zu ersetzen. Hier stößt jeder staatliche Schulbau also unvermeidlich an Grenzen, denn ein öffentlicher Bau muss sich notwendigen Sicherheitsanforderungen und Stabilitätsgesetzen unterwerfen. Er kann aber Felder und Flächen bieten, die den Aneignungswunsch und die Gestaltungslust der jungen Generation herausfordern. Sie können die Chance bieten, mindestens temporär eigene „Spuren“ zu hinterlassen. Sonst bleiben ihren Provokateuren nur die Ritzzeichnung in der Tischbank und die Protestkultur der Graffiti-sprayer.

Schlussbemerkung

Architekturpsychologen könnten diese Bedürfnisanalyse „ Was Kinder und Jugendliche von einem Schulhaus wollen ...“ in vielen Verästelungen perfektionieren. Aber auch die Wissenschaft wird nicht verhindern, dass ein Raum am Ende anders genutzt wird, als am Anfang von den Planern gedacht. Glücklicherweise **können** wir auch gar nicht vollständig vorwegnehmen, was die kommende Generation wollen wird. Sie muss **selbst wollen dürfen**. Die Jungen sind den Alten immer mindestens einen Schritt voraussein – wenn vielleicht auch nicht in allem.

Schulen sind weder Kirchen, in denen das Ritual alle Handlungen bindet, noch Gefängnisse, in denen jede Handlung strengster Kontrolle unterliegen können muss. Schulen sind Orte der Bildung – diese zielt auf freie, nicht vorhersehbare Bewegung.

Als *Gebäude* muss eine zukunftsfähige Schule **dafür** einen guten, sorgsam gestalteten Rahmen bieten. Zugleich muss für dieses Nicht-Vorhersehbare dem Gebäude eine Nutzungsoffenheit eingeschrieben sein. Diese Nutzungsoffenheit ist gefordert, weil kommende Veränderungen pädagogischer Methoden und Konzepte nicht im Detail voraussagbar sind. Vor allem aber um der Zukunft der Kinder und Jugendlichen willen.

Anmerkung:

In den vergangenen zwei Jahren fand in den Montag Stiftungen Jugend und Gesellschaft / Urbane Räume (Bonn) ein intensiver Diskurs zur Frage eines zeitgemäßen Schulbaus zwischen Pädagogen, Architekten und Kommunalexperten statt. Die Ergebnisse sind - mit zahlreichen Anregungen und Bildbeispielen versehen - ausführlich dargestellt in: „Schulen planen und bauen. Grundlagen und Prozesse“, Montag Stiftungen (Hrsg. s. oben), Jovis Verlag / Friedrich Verlag 2012.

Otto Seydel

In den alten Gärten 15

88662 Überlingen

otto.seydel@schulentwicklung-net.de

www.schulentwicklung-net.de